

#13: Die Entwicklung einer »kognitiven Demokratie«

Denn nichts ist dringlicher, als ein alternatives Denken und Weltverständnis zu dem zu erarbeiten, was der Neoliberalismus dem gesamten Planeten hat aufzwingen können.

Zweites konvivialistisches Manifest

Bildung als Selbstveränderung ist ein Lernprozess, der auch die Umstände verändert, in denen er stattfindet. Eine kritische politische Bildung interessiert sich deswegen für die Möglichkeiten, anders werden zu wollen.

Janek Niggemann

Ultimately, climate stabilization can only be achieved if the great majority of the world's population understand the implications, relate these implications to their own lives, and actively participate in the global effort of stabilization.

Minqi Li

»Ist es wirklich unmöglich, sich eine Welt vorzustellen, [...] in der zwar nicht jede/r der Armut entkäme, aber sich niemand im Elend wiederfände und in der jede/r von seiner bzw. ihrer Arbeit leben könnte? Oder in der extremer Reichtum [...] ebenso wenig geduldet würde wie das Elend? In der es keine »überflüssigen« Frauen oder Männer gäbe? Eine Welt, in der man sich wei-

terhin über den Sinn des Lebens stritte, ohne sich jedoch abzuschlachten, und in der man Bürger- und Religionskriege vergessen hätte? [...] Eine Welt, die in der Lage wäre, die sich beschleunigende Erderwärmung und die vielfältigen Umweltschäden wirksam zu bekämpfen? Eine Welt, in der man wieder im Einklang mit der Natur leben könnte?

Komischerweise sind diese Ideale reine Selbstverständlichkeiten. Sie ergeben sich aus dem allgeräusendsten Menschenverstand. Sie bringen gut zum Ausdruck, was wir uns wünschen oder zu wünschen meinen. Dennoch scheint ihre auch nur teilweise Verwirklichung gänzlich unerreichbar, ja geradezu unvorstellbar zu sein. Aber warum eigentlich? Gibt es ein Schicksal, ein Verhängnis, dem die Menschheit nicht entrinnen kann?« (Die konvivialistische Internationale, 2020: 9-10)

Alle in dieser Publikation vorgebrachten Argumente sprechen ebenfalls für diese Welt der »selbstverständlichen« Ideale, die doch so unerreichbar fern zu liegen scheint. Aber wie sollen diese Veränderungen möglich sein – ohne eine Veränderung des Bewusstseins? Und zwar geht es nicht direkt und in erster Linie um das Bewusstsein derer, die am politischen Ruder sind – auf sie trifft noch immer das Diktum von Barbara Tuchman von der »Torheit der Regierenden« zu –, sondern eher um die Frage, welches Bewusstsein die kulturelle Hegemonie in der Gesellschaft erobern kann, sodass die Politik es berücksichtigen muss (Tuchman 2001).¹ Solange aber noch die alte Maxime gilt, dass das Bewusstsein der Herrschenden das herrschende Bewusstsein ist, muss die Frage auch so gestellt werden: Wie kann eine Veränderung des Bewusstseins eines relevanten Teils der Bevölkerung erzielt werden, wenn sich die sozialen, politischen, ökonomischen und ökologischen Verhältnisse nicht ändern? Dass Einsichten sich von selbst einstellen, dass Krisen automatisch aufklärend wirken, dass die Katastrophe die beste Lehrmeisterin ist – diese Ansicht wurde hier bereits zur Genüge zurückgewiesen. Einsicht entsteht auch nicht einfach durch Wissen, obwohl Wissen unabdingbar ist. Seit über einer Generation warnen zum Beispiel Wissenschaftler*innen mit überzeugenden Argumenten und unwiderlegbaren Beweisen vor den verheerenden Folgen des Klimawandels, den wir selbst erzeugen. An Wissen fehlt es uns

1 Die amerikanische Historikerin hat in dem gleichnamigen Buch anhand vieler geschichtlicher Beispiele untersucht, warum Führungseliten so häufig gegen ihre eigenen Interessen, gegen die ihrer Völker und gegen den gesunden Menschenverstand handeln.

nicht. Doch zwischen diesem Wissen und der Handlungsbereitschaft klafft eine ungeheure Kluft. Und damit ist gar nicht die Handlungsbereitschaft jener gemeint, die aufgrund ihrer Position ein ideelles oder materielles Interesse an der Aufrechterhaltung unserer verheerenden Wirtschaftsweise haben müssen, sondern die der breiten Masse, die am meisten unter den Folgen der Klimaveränderungen leiden wird oder bereits leiden muss.

Um wenigstens eine vorläufige Antwort auf die Frage zu geben, wie diese Kluft überwunden werden kann, sollen in der Folge, ausgehend von Corona, vier Faktoren diskutiert werden, die Lern-Hindernisse darstellen und daher überwunden werden müssen, wenn Bildung als Selbstveränderung zur Bewältigung anstehender Herausforderungen gelingen soll.

Eingeschränkte und komplexe Wahrnehmung

Corona ist ein gutes Beispiel dafür, dass jede Lernstrategie sich zunächst auf die Problematik der Wahrnehmung einlassen muss. Denn das erste auffällige Merkmal ist die unheimliche Abstraktheit der viralen Bedrohung. Welche sinnlichen Erfahrungen haben wir eigentlich mit Covid-19? Gemeint sind nicht die Quarantäne, die Masken und alle Restriktionen bzw. die sozialen Folgeerscheinungen wie Einkommensverluste und Arbeitslosigkeit, sondern die Art, wie wir den Krankheitserreger selbst erleben. Wir können das Virus nicht sehen, nicht spüren, nicht hören. Wir können, selbst wenn wir infiziert wurden, ohne Test meist nicht einmal erkennen, ob wir an Covid-19 erkrankt sind. Die Prophezeiung eines Politikers zu Beginn der Pandemie, es werde bald schon jeder eine Person kennen, die an Corona verstorben ist, hat sich zumindest in unseren Breiten gottseidank nicht erfüllt. Wir haben somit in der übergroßen Mehrheit keine sinnlichen Erfahrungen mit dem Virus. Was wir darüber wissen, wissen wir aufgrund der medialen Vermittlung, wobei auch alle Restriktionen in diesem Sinne als *Medien* zu verstehen sind. Corona ist für uns somit ein »ästhetisches« Phänomen, im ursprünglichsten Sinne des Wortes: Wir *nehmen es wahr*, weil es sprachlich, bildlich, graphisch, symbolisch aufbereitet wurde, damit wir es überhaupt fassen können. Mit diesen Inszenierungen wird unser Verhalten gesteuert. Die Angst vor Corona ist ein Produkt dieser Inszenierung bzw. dessen, was diese an Phantasieleistungen und Wahrnehmungsvermögen bei uns ausgelöst hat. Im Mittelpunkt steht – und das ist neu und ungewöhnlich – kein ikonisches Bild, wie der Atompilz (Hiroshima 1945), das vietnamesische Mädchen, das vor dem Giftgas flieht

(Vietnamkrieg 1968) oder wie der tote Bub am türkischen Strand (so genannte Flüchtlingskrise 2015), sondern eine Graphik: die Kurve, die den bedrohlich ansteigenden Krankheitsverlauf anzeigt. Corona hat unsere Fähigkeit, Grafiken zu lesen und mit ihnen Emotionen zu verbinden, enorm erhöht, als zunächst tägliche, später wöchentliche, dazwischen wieder sporadische Übung. Coronakrise hieß für uns zunächst, »dass wir das Sterbe geschehen auf Dashboards gezerrt haben. [...] Wir haben uns um das Sterben nicht gekümmert, das Sterben wurde abgeschoben, und plötzlich wird es zum Mittelpunkt der Gesellschaft« (Sprenger 2020: 36). Allerdings ist das ein abstrakter Tod, der in Ziffern und Zahlen ausgedrückt wird, während wir die menschlichen Schicksale dahinter großteils niemals kennenlernen.

Damit soll keineswegs gesagt sein, dass wir uns die Gefahren, die von Corona drohen, nicht vorstellen könnten – im Gegenteil, jede mediale Präsentation dient ja gerade dazu, unsere Phantasie anzustacheln und Emotionen auszulösen. Gerade für das Unheimliche und Unsichtbare von Corona scheint die abstrakte Darstellung ästhetisch sogar sehr passend zu sein, sie stimuliert, zusammen mit vielen Erzählungen, erst recht die Vorstellungskraft von etwas Unheimlichem. Entscheidend ist aber natürlich auch, dass wir die praktischen Folgen von Covid-19 – die Erkrankten, die Toten, die Situation in den Krankenhäusern, die Bilanzen der Expert*innen und der Politik – direkt sinnlich wie auch medial vermittelt miterleben. Wobei für die meisten die stärkste *unmittelbare* Erfahrung das Eingesperrtsein, die Einschränkung der Bewegungsfreiheit und die Verunmöglichung von vertrauten und lieb gewonnenen Lebensgewohnheiten war und ist. Das heißt aber, dass die relativ wenigen direkten und die sehr vielen medial vermittelten Eindrücke zusammenspielen und von uns kaum getrennt wahrgenommen werden können. Wie sehr z. B. auch die Schutzmaske die Rolle eines Mediums angenommen hat, das unser Gefahrenbewusstsein steuert, hat man nach (zeitweiligen) Aufhebung der Maskenpflicht in Österreich gesehen, als sich sehr schnell wieder großer Leichtsinn breit gemacht hat. Die Maske hingegen war ein Symbol für Gefahr, ein Medium der Warnung und der Erinnerung zur Vorsicht. Wo sie wieder eingeführt wurde, war die symbolische Funktion zumindest ebenso wichtig wie die Schutzfunktion selbst.

Es gibt somit eine Analogie zwischen der unsichtbaren Corona-Gefahr und anderen sinnlich kaum wahrnehmbaren Gefahren wie etwa der atomaren Strahlung. Aber auch der Klimawandel wird, sobald es einmal im Sommer einen Kälteeinbruch gibt oder im Winter starker Schneefall auftritt, schnell wieder gelegnet. Und unser Bewusstsein für die bedrohliche Erderwärmung

und mehr noch, für das nicht weniger gefährliche Artensterben ist nicht sinnlich-unmittelbar, sondern medial vermittelt entstanden.

Es bedarf also immer einer bewussten »medialen Übersetzung«, die auf kognitiver wie emotionaler Ebene erfolgen muss, damit wir in die Lage kommen, adäquat auf Bedrohungen zu reagieren. Kunst ist eine solche Schule der Wahrnehmung, die unser Sensorium für soziale Probleme, neue Gefahren ebenso wie für Möglichkeiten des Handelns schärfen kann. Dabei ist in den letzten Jahren eine globale Vernetzung und zugleich Digitalisierung politisch engagierter Kunst zu bemerken, die damit ihren Aktionsradius wesentlich erweitert. Selbst ein Einzelner kann auf diese Weise große Wirkung erzielen, wie das Beispiel des in Wien ansässigen Filmemachers und Künstlers Oliver Ressler zeigt, der zu vielen aktuellen Fragen sehr pointiert Stellung bezieht. (<https://www.ressler.at/>) Ihm gelingt es immer wieder, direkt und verständlich zu seinem Publikum zu sprechen und dabei jene Komplexität zu bewahren, die bei anderen Vermittlungsformen oft verloren geht.

Komplexität der Wirklichkeit versus mediale Simplifizierung

Denn ein weiteres Hindernis für eine entsprechende Erkenntnis tut sich auf in Form des Widerspruchs zwischen der Komplexität der Wirklichkeit und einer »Kultur der Simplifizierung«, wie sie als Ideal und gängige Praxis in den Medien und im Bildungswesen zu dominieren scheint. »Put it simply« ist eine beliebte Faustregel der Medienarbeit, und man hat den Eindruck, als würde diese Maxime inzwischen immer mehr auf die Spitze getrieben. Während die Auflagen der Qualitätsmedien sinken, boomen Boulevard- und Gratiszeitungen, in denen überhaupt keine Zusammenhänge mehr erklärt werden, sondern ein Puzzle aus sensationellen Kurzmeldungen geboten wird. Ähnliches gilt für die Fernsehnachrichten, die großteils aus bebilderten Informationsspots bestehen, nach deren Konsum man sich »informiert« fühlt, ohne wirklich etwas erfahren zu haben. Selbst die Redebeiträge in den Kultursendern der Radio-Stationen werden immer kürzer und immer öfter von so genannten Musikbrücken unterbrochen, da man der Hörerschaft keine längeren Aufmerksamkeitsspannen mehr zutraut.

Es ist bemerkenswert, dass diese – aus der Konkurrenz um das Publikum und damit um die Werbeeinnahmen entstandene – Tendenz zur Verflachung der medialen Berichterstattung seit Ausbruch der Pandemie zumindest eine Unterbrechung erfahren hat. Wie Umfragen, etwa der weltweite *Reuters Digi-*

tal News Reports (bereits aktualisiert mit Daten aus der Zeit der Coronakrise), belegen, vertrauen die Menschen wieder stärker in Qualitätsmedien:

»Ein Erkenntnis: Eine klare Mehrheit bevorzugt Medien, die neutral und objektiv berichten. Vor allem für die USA sei das Ergebnis überraschend, da dort Medien eigentlich seit jeher einer klaren (politischen) Richtung zuzuordnen seien, erläutert Anne Schulz vom Reuters Institute. Dazu war die Coronakrise, wenig überraschend, ein Treiber für die TV-, Online-News- und Social-Media-Nutzung.« (Salzburger Nachrichten, 16. Juni 2020)

Nicht nur die Mediennutzung, auch das Interesse an gründlicher Information und Erläuterung der Zusammenhänge ist im Frühjahr 2020 deutlich gestiegen. »Mit Corona schlägt die Stunde der Qualitätsmedien«. (NDR, ZAPP, 18.03.2020) Das korrespondiert mit Befunden wie dem deutschen Wissenschaftsbarometer, denen zufolge die Coronakrise das Vertrauen in die Forschung steigen lässt. (Der Spiegel, 28.04.2020)

Das ist zwar erfreulich, aber damit ist noch nicht der Kern des Problems beschrieben. Der Kern besteht für mich darin, dass wir die eingangs angesprochenen Denk- und Bildungstraditionen entwickelt haben (wozu auch die mediale Berichterstattung zu zählen ist), die die Komplexität der Welt auf möglichst einfache Formeln *herunterzubrechen* trachten. Dies ist kein vorübergehendes Oberflächenphänomen, sondern ein Grundzug unserer Gesellschaft. Drei zusammenhängende Faktoren scheinen dafür ausschlaggebend zu sein:

- Die *Kommerzialisierung* des Wissens (und in der Folge der Bildungssysteme), die Verwandlung in (gut konsumierbare) Ware;
- Die damit einhergehende zunehmende *Geschwindigkeit* der medialen Berichterstattung, wobei sich der Geschwindigkeitsdruck inzwischen auch auf den Bereich des Lehrens und Lernens erstreckt;
- Die *Infantilisierung* des Wissens durch die Unterhaltungsindustrie, die es als ihr Ziel zu betrachten scheint, jede Information so leicht, »konsumentenfreundlich« und angenehm wie möglich aufzubereiten.

Edgar Morin kritisiert schon seit Jahr und Tag diese Tendenz als eine Denktradition, die uns dazu bringt,

»die Welt durch ›klare und eindeutige Vorstellungen‹ zu erkennen; sie bietet uns, das Komplexe auf das Einfache zu reduzieren, das Verbundene

zu trennen, das Vielfache zu vereinen, alles zu beseitigen, was Unordnung oder Widerspruch in unser Verständnis bringt«. (Morin 2004: 195)

Dem gegenüber fordert er ein Denken der Komplexität, das der realen Komplexität der Wirklichkeit angemessen ist:

»Das entscheidende Problem unserer Zeit ist nun die Notwendigkeit eines Denkens, das in der Lage ist, die Herausforderung der Komplexität der Wirklichkeit anzunehmen, d.h. die Verbindungen, Wechselwirkungen und gegenseitigen Implikationen, die mehrdimensionalen Phänomene, die sowohl voneinander abhängigen als auch widersprüchlichen Realitäten zu erfassen (wie die Demokratie selbst, die das System ist, das sich von Antagonismen nährt und sie gleichzeitig reguliert).« (Ebd.)

Corona hat uns diesem Denken der Komplexität näher gebracht, indem es uns mit einer – für alle erkennbaren – komplexen Situation konfrontiert hat, die so unabweisbar in unser persönliches Leben eingreift, dass sie uns zu einer Reflexion auch der Art und Weise unseres Denkens auffordert. Dass eine Möglichkeit, diese Herausforderung abzuwehren, in der Entwicklung der krudesten Verschwörungsmymen und der Leugnung sogar der Existenz des Virus besteht, ist die unvermeidliche Kehrseite der Medaille. Diese Rückkehr zu den einfachen Wahrheiten, die mit sich bringt, Wahrheit als *fake news* und *fake news* als Wahrheit anzusehen, ist sicher ein psychosozialer »Reflex« als Schutz vor unbequemen Wahrheiten, die die eigene Lebensweise und die Weltbilder erschüttern, die unsere Wahrnehmung steuern.

Framing: nach welchen Kriterien wie Erfahrungen einordnen

Es kommt nämlich ein drittes »Lernhindernis« dazu. Unsere Fähigkeit, neue Erkenntnisse aufzunehmen, hängt auch davon ab, wie diese Erkenntnisse zu unserer bisherigen Weltsicht, zu unserem Weltbild, passen, ob wir sie problemlos einordnen können, oder ob sie ganz im Widerspruch dazu stehen.

Wie ist es etwa möglich, dass in den USA eine Zeitlang im Allgemeinen nur Demokraten Covid-19 ernst nahmen, Schutzregeln für wichtig hielten und das Tragen von Schutzmasken akzeptierten, während Republikaner dies tendenziell als sinnlos und als gegnerische Propaganda abtaten? Es sind Menschen, die im selben Land leben und die Anzahl der Kranken und Verstorbenen genauso gut wie alle anderen kennen. Aber sie zogen daraus Schlüsse, die

diametral unterschiedlich ausfielen. Das hängt eben mit dem *framing* zusammen, mit dem Denkrahmen, in den diese Informationen eingeordnet werden. Hier wurde Corona zu einem Bestandteil des politischen Kräftespiels gemacht. Das ist zwar zur Bekämpfung der Pandemie sinnlos und kontra-produktiv, aber dass man so vorgeht, ist durchaus nicht unüblich.

Judith Butler hat den Vorgang des *framing* anhand der amerikanischen Kriegsführung nach dem 11. September 2001 dargestellt. Unser Denkrahmen bestimmt nicht einfach nur, welche Informationen wir als relevant aufnehmen und welche wir als unwichtig ausscheiden. Er hat auch die normative Funktion uns anzuleiten, wie wir Fakten und Ereignisse bewerten. Auf einen Krieg bezogen, erlaubt diese Rahmung die elementare Unterscheidung zwischen Menschen, die als betrauerbar gelten (die eigene Seite), und jenen, deren Tod uns gleichgültig ist oder von uns sogar gewünscht wird (die feindliche Seite). Diese Rahmung erfolgt wiederum mit ästhetischen und medialen Mitteln:

»Der institutionalisierte und aktive Rassismus auf der Ebene der Wahrnehmung bringt ikonische Darstellungen von Bevölkerungsgruppen hervor, die in höchstem Maße betrauerbar sind, und er erzeugt Bilder von Gruppen, deren Verschwinden kein Verlust ist und die unbetrauerbar bleiben.« (Butler 2010: 30)

Dies gilt nicht nur für Kriege und schwere Krisen, sondern für die Gesamtheit unserer Weltwahrnehmung. Somit entstehen »durch Rahmungen erzeugte Wahrnehmungsrealitäten« (Butler 2010: 35), die unser weiteres Verhalten steuern. Wer ein starres Weltbild von der Größe der eigenen Nation hat, die durch schlimme Umstände und böse Feinde daran gehindert werde, ihre Qualitäten zur Geltung zu bringen, wird auch die Coronakrise als von den Gegnern aufgebauchte Angelegenheit betrachten, um der eigenen Nation Schaden zuzufügen. Allerdings kommt es nicht nur auf den Rahmen selbst an, sondern auch auf seine normative Kraft bzw. auf das Ausmaß seiner Flexibilität. Auf der Ebene der Einzelpersonlichkeit hängt diese Gestalt- und Veränderbarkeit mit vielen nicht-kognitiven Faktoren zusammen, wie Ich-Stärke, psychischer Stabilität, einem ermutigenden Umfeld, das Sicherheit in vieler Hinsicht bieten kann. Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene ist der entscheidende Rahmen, der unser Denken und Fühlen beeinflusst, die jeweils dominante Ideologie. Heute behindert der Neoliberalismus ein Denken in Alternativen und sorgt dafür, dass der Glaube an die Veränderbarkeit dieser Realität kaum entstehen kann, da er sogleich als »utopisch« abgetan wird.

Die eigenen Privilegien erkennen lernen

Es kommt aber noch ein weiterer Faktor hinzu, der das *framing*, die Einordnung der Ereignisse in unser Weltbild, mitbestimmt und der vielleicht das größte Hindernis eines Lernens für grundlegenden Veränderungen darstellt. Er ist nämlich nicht bloß kognitiver, sondern psychosozialer Natur und besteht in der Tatsache, dass wir uns sehr schwer tun, *gefährliches Wissen* aufzunehmen, also ein Wissen, das nicht nur unser Weltbild, sondern auch unser Selbstbild und die Art und Weise, wie wir leben, herausfordert. Wir – die Menschen in den westlichen Gesellschaften – müssen heutzutage tatsächlich etwas lernen, was unsere gesamte (imperiale) Lebensweise infrage stellt.

Das fällt der politischen Klasse sehr schwer. Dazu ein typisches Beispiel aus dem Bereich der europäischen Politik: Bereits zwei Monate vor ihrem Amtsantritt als Präsidentin der Europäischen Kommission hatte Ursula von der Leyen (CDU) für große Aufregung gesorgt. Sie hat die Stellenbeschreibung des neuen Kommissars für Migration als »Schutz der europäischen Lebensweise« (»Protecting our European Way of Life«) formuliert. Das hat in der gesamten EU für Kritik gesorgt, und selbst der scheidende Präsident Jean-Claude Juncker hat diese Etikettierung problematisiert. Das sei das Vokabular der Rechtsexremen, hieß es. Die Verknüpfung von *Europa schützen* und *Migration*, das klinge doch ganz so, als würde hier Flüchtlingsabwehr ins Portfolio geschrieben, lautete ein weiterer Tenor der Kritik. Von der Leyen versuchte die Gemüter dadurch zu beruhigen, dass sie erklärte, mit europäischer Lebensweise meine sie »Freiheit, Gleichheit, Demokratie und Wahrung der Menschenwürde«. Schließlich musste sie aber doch nachgeben und die Beschreibung in »Förderung des europäischen Lebensstils« umbenennen.

Mit ihrer Verteidigung hat von der Leyen die Sache nicht besser gemacht. Wenn sie die Aufgabe stellt, Freiheit, Gleichheit, Demokratie und Menschenwürde gegenüber Migranti*nnen zu schützen, dann behauptet sie damit doch, dass diese Werte exklusiv für Europa gelten und andere diese nicht vertreten. Daran hat die Umbenennung auf eine weichere Formulierung auch nichts geändert.

Allerdings: In gewissem Sinne muss man der Präsidentin eigentlich recht geben. Ist nicht tatsächlich ein Grundzug der Politik der EU insgesamt und damit aller Kommissariate der »Schutz der europäischen Lebensweise« bzw. die »Förderung des europäischen Lebensstils«? Ist das nicht letztlich eine freundliche Umschreibung dessen, was Ulrich Brand die »imperiale Lebensweise« nennt? Mit ihrer ungeschminkten Formulierung hat von der Leyen

vielleicht nur eine Wahrheit ausgesprochen, die niemand so gerne hört. Die Selbstverständlichkeit, mit der die deutsche Politikerin bei ihrem Amtsantritt agiert hat, zeigt wohl, dass sich selbst einigermaßen liberale Vertreter*innen der Europäischen Union zu keiner Reflexion der Grundmuster des eigenen Verhaltens aufrufen können. Schließlich bringt der »europäische Lebensstil« mit seinem gigantischen Ressourcenverbrauch die gesamte Welt an den Rand des ökologischen Zusammenbruchs und löst auch massive Fluchtbewegungen aus. Diese Tatsachen werden von den mächtigen EU-Politiker*innen allerdings niemals angesprochen.

Das größere Problem besteht allerdings darin, dass von der Leyen mit der weicheren Formulierung, die ihr schließlich abgerungen werden konnte, nicht nur einen Konsens der politischen Klasse ausdrückt, sondern zugleich den *common sense* einer Mehrheit der Bevölkerung. Diese Lebensweise infrage zu stellen, bedeutet den Verlust von Privilegien, die unser Leben bislang ziemlich bequem gemacht haben. Das muss unvermeidlich Unsicherheit, Zweifel und Abwehr hervorrufen. Umso dringender ist es, dass wir den Dialog mit Intellektuellen und Aktivist*innen des Globalen Südens aufnehmen und auf ihre Stimmen hören. Das fordert auch die Schauspielerin, Performerin und indigene Aktivistin Kay Sara ein. Sie hätte die die Wiener Festwochen 2020 eröffnen sollen, was durch die Coronakrise verunmöglicht wurde. In ihrer dennoch publizierten Rede greift sie den Stoff der *Antigone* auf:

»Es ist für euch also Zeit zu schweigen. Es ist Zeit zuzuhören. Ihr braucht uns, die Gefangenen eurer Welt, um euch selbst zu verstehen. Denn die Sache ist so einfach: Es gibt keinen Gewinn in dieser Welt, es gibt nur das Leben. Und deshalb ist es gut, dass ich nicht auf der Bühne des Burgtheaters stehe. Dass ich nicht als Schauspielerin zu euch spreche. Denn es geht nicht mehr um Kunst, es geht nicht mehr um Theater. Unsere Tragödie findet hier und jetzt statt, in der Welt, vor unseren Augen.«

Und sie vergleicht die Menschen der westlichen Welt in ihrem Zwiespalt mit der Figur Kreons:

»Und vielleicht ist es das, was mich am meisten beunruhigt, wenn ich Kreon sprechen höre: Er weiß, dass er im Unrecht ist. Er weiß, dass das, was er tut, nicht richtig ist. Dass es falsch ist, in jeder Hinsicht. Dass es seinen Untergang bringen wird, den Untergang seiner Familie, die Apokalypse. Und trotzdem tut er es. Er kritisiert sich selbst, er hasst sich selbst, aber er fährt fort zu tun, was er hasst.

Dieser Wahnsinn muss aufhören. Hören wir auf, wie Kreon zu sein. Seien wir wie Antigone. Denn wenn Rechtlosigkeit Gesetz wird, wird Widerstand zur Pflicht. Lasst uns gemeinsam Widerstand leisten, lasst uns Menschen sein. Jeder in seiner Art und an seinem Ort, vereint durch unsere Unterschiedlichkeit und unsere Liebe zum Leben, das uns alle vereint.«

Es bedarf also erst einer dialogisch organisierten kulturellen Umwälzung, um überhaupt die Voraussetzungen für eine *Große Transformation* zu schaffen, und das ist nicht zuletzt eine Frage der Bildung:

»Kreativität und Phantasie lassen aber meist aus, wenn eine Große Transformation entwickelt und greifbar gemacht werden soll. Immer wieder erlebe ich es als überraschend und beunruhigend, wie sehr unser Denken geprägt ist von uns Vertrautem, und wie schwer die Vorstellungskraft sich dieser Fessel entledigt und sei es auch nur, um zu träumen von dem, was sein sollte und vielleicht auch sein könnte. (Hier wäre eindeutig das Bildungssystem gefragt, das sich nahtlos in die Reihe der reformbedürftigen Bereiche einreicht [...]).« (Kromp-Kolb 2018: 16-17)

Bildung – im großen emphatischen Sinne als von außen angestoßene, aber letztlich Selbstaufklärung bleibende Überwindung der Unmündigkeit – scheint tatsächlich der einzige Weg zu sein, gewaltfreie politische Veränderungen vorzubereiten und zu begleiten. Sie ist nicht Ersatz für Politik, sondern ihre Voraussetzung, und in diesem Sinne selbst politisches Handeln. Denn ohne ein Mindestmaß an Verständnis für Zusammenhänge und Wirkmechanismen, für Handlungsoptionen und Handlungsfolgen, ist keine aufgeklärte demokratische Praxis möglich. Edgar Morin spricht deswegen von Bildung als der Voraussetzung für eine »kognitive Demokratie« (Morin 2004: 193-197). Kognitive Demokratie bedeutet, dass in der gesamten Gesellschaft genügend Wissen und Kenntnisse verbreitet werden, dass die große Masse der Menschen auch tatsächlich am politischen Leben Anteil nehmen kann.

Bildung – Voraussetzung für eine »kognitive Demokratie«

Das Wissen und die Haltung, die wir brauchen, um die *Große Transformation* anzugehen, besteht vereinfacht gesagt,

- in der Erkenntnis, dass das menschliche Leben weitestgehend dem Untergang geweiht ist, wenn wir die ›räuberische‹ Lebensweise fortsetzen, die unsere eigenen Lebensgrundlagen gründlich zerstört;
- dass die Hoffnung, eine kleine Elite, zu der wir gehören, werde schon in der Lage sein, sich innerhalb der Katastrophe zu behaupten, weder ethisch vertretbar noch realistisch ist;
- dass es Auswege gibt, die zwar nicht einfach zu beschreiten, aber doch möglich sind, und dass viele dieser Wege bereits beschritten werden;
- und schließlich, dass diese Auswege nicht nur gewisse Opfer fordern, sondern auch eine neue Lebensqualität bringen können – ein zufriedeneres, menschlicheres und wohl auch besseres Leben, wenn man als Maßstab nicht das *Haben*, sondern das *Sein* nimmt.

Ich bezeichne dies zusammenfassend als *planetare Denkweise*. Dieses Wissen wird überall auf der Welt von zahlreiche ›kapillaren‹ Bewegungen zusammengetragen und verbreitet. Sie sind in dieser Publikation immer wieder zu Wort gekommen. Noch haben sie aber nicht die Kraft und die Qualität, insgesamt einen Umschwung zu bewirken. Wir brauchen daher, wie die Autor*innen des *Zweiten konvivialistischen Manifests* (2020: 14) schreiben, dringend eine alternative politische Philosophie im weiten Sinn des Wortes. Doch auch dafür gibt es schon etliche Ansätze. So hat etwa die amerikanische Friedenspädagogin Betty A. Reardon die bildungspolitischen Konsequenzen dieser planetaren Denkweise bereits 1988 gezogen. Sie hat ein, jeder speziellen Bildung vorgelagertes, allgemeines und transformatives Bildungsprogramm vorgeschlagen, das auf drei Pfeilern beruht – den drei Werten *planetary stewardship*, *global citizenship* and *humane relationship*.

Der Wert von *planetary stewardship* hilft den Lernenden, »ein Bewusstsein für ihre Beziehung zur gesamten natürlichen Ordnung und ihre Verantwortung für die Gesundheit, das Überleben und die Unversehrtheit des Planeten zu entwickeln.« (Reardon, 1988: 59)

Der Wert von *global citizenship* bedeutet, die Lernenden dabei zu unterstützen, »die Fähigkeiten zu entwickeln, eine gewaltfreie, gerechte soziale Ordnung auf diesem Planeten zu schaffen, eine globale Ordnung, die allen Menschen auf der Erde Gleichheit bietet, Schutz der universellen Menschenrechte, und die Konflikte mit gewaltlosen Mitteln löst [...]«. (Ebd.)

Der Wert von *humane relationship* liegt in der »Betonung einer menschlichen Ordnung positiver menschlicher Beziehungen, Beziehungen, die es allen ermöglichen, das individuelle und kollektive menschliche Potential zu realisieren.« (Ebd.)

Es ist allerdings schwer, sich dieses alternative Wissen und dieses *planetare Bewusstsein* innerhalb des öffentlichen staatlichen Bildungssystems anzueignen. Das ist nicht nur eine Frage der Ideologie, sondern, wie schon dargelegt, auch der Organisation der Wissensproduktion, die die Spezialisierung, nicht aber die Integration von Wissen fördert und damit der Komplexität der Realität nicht gerecht wird. Diese Kultur der getrennten und isolierten Erkenntnisse der einzelnen Wissensbereiche ist ein Problem der Wissenschaften, aber es spiegelt sich auch im Bildungssystem. Und es trägt, neben anderen Faktoren, dazu bei, dass viele Lernende gar nicht erkennen können, wie wichtig und lebensrelevant viele ihnen dargebotene Wissensbereiche sind. Edgar Morin spart nicht mit Kritik am Fächerkanon und der Unterrichtsweise in den heutigen (höheren) Schulen:

»Mit der Marginalisierung der Philosophie und der Literatur fehlt es in der Erziehung immer mehr daran, sich fundamentalen und globalen Problemen des Individuums, des Bürgers, des Menschen zu stellen. Diese Probleme bedürfen, um betrachtet zu werden, der Möglichkeit, die Vielzahl der in Disziplinen getrennten Erkenntnisse zu vereinen. Sie rufen nach einer komplexeren Art und Weise des Erkennens, einer komplexeren Art und Weise des Denkens. [...] Solange wir die Erkenntnisse nicht nach den Prinzipien der komplexen Erkenntnis verbinden, bleiben wir unfähig, das gemeinsame Gewebe der Dinge zu erkennen: Wir sehen nur die getrennten Fäden eines Teppichs. Einen einzelnen Faden zu identifizieren erlaubt niemals, das Gesamtdesign des Teppichs zu erkennen.« (Morin 2012: 163).

Es ist entscheidend, diese Frage nicht nur als Frage der Bildung, sondern als Frage der Demokratie zu sehen. Oder besser gesagt: Wir müssen diese Frage als eine der Demokratie sehen, *weil* es eine Frage der Bildung ist. Denn das Fehlen eines Bewusstseins der Zusammenhänge, so Morin weiter, komme einer »Enteignung von Wissen« gleich. Es fehle die Wissensbasis für angemessene demokratische Entscheidungen. Das ist aber, so Morin, bereits eine Verstümmelung der demokratischen Kultur:

»Die Enteignung von Wissen, die durch die mediale Popularisierung nur sehr schlecht kompensiert wird, stellt das zentrale historische Problem der ko-

gnitiven Demokratie dar. Die Fortsetzung des gegenwärtigen techno-wissenschaftlichen Prozesses, eines blinden Prozesses, der zudem jenseits des Bewusstseins und des Willens der Wissenschaftler*innen selbst liegt, führt zu einem massiven Rückschritt der Demokratie. Hierfür gibt es keine unmittelbar umzusetzende Politik. Es bedarf eines politischen Bewusstseins für die Dringlichkeit, auf eine kognitive Demokratie hinzuarbeiten.« (Morin 2004: 194)

Man wird eine solche Argumentation vielleicht als Bildungsoptimismus abtun. Es stimmt schon: Bildung alleine wird die Welt nicht verändern, es müssen politische Strukturen und Machtverhältnisse verändert werden. Aber diese Unterscheidung, so richtig sie ist, verführt auch zu einem falschen Denken, das den engen Zusammenhang zwischen politischer Aktion und politischer Reflexion wie auch von Studium und Bildung ignoriert. Bildung findet gerade im Prozess der politischen Auseinandersetzung statt, wenn entsprechende Aktivitäten gesetzt werden. Es ist kein Zufall, dass etwa in jenen lateinamerikanischen Ländern, in denen Reformkräfte besonders stark sind, auch besonders lebhaft intellektuelle Debatten geführt werden, die zu neuen und breiten Gesellschaftsschichten zugänglichen Bildungsinitiativen führen. Auf der Ebene der Bildung können wir in Europa sehr viel von den geistigen Anstrengungen in den Ländern des Südens lernen; auf der Ebene der Politik ist ein Bündnis mit diesen Reformkräften unabdingbar, um Veränderungen herbeizuführen. Intellektuelle Bewegungen, die durch die Coronakrise neuen Auftriebe erfahren haben, wie die *Social Alternatives* rund um Pablo Solón, die Bewegung der *Neuen Normalität* oder die sich als »intellektuelle Internationale« verstehende *Konvivialismus*-Bewegung sollten daher auch in ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Bildungsprojekts einer »kognitiven Demokratie« wahrgenommen werden.